

Gunter Hofmann

Eine Laudatio auf Adam Krzemiński, den Träger des DIALOG-Preises 2013

„Es war unsere Stadt, Heimat der acht- bis zehnjährigen Kinder, aber sie war uns auch fremd. Fremd waren die Aufschriften auf den Wasserhähnen – ‚warm‘, ‚kalt‘. Fremd waren die Worte ‚Briefe‘ an den Türen, und fremd waren die Zeitungen, die dem Tapezierer einst als Unterschicht dienten. Wir Kinder rissen diese zerfledderten Tapeten in langen Streifen herunter, um komische Buchstaben der deutschen Schrift zu sehen. Es gab noch andere Gegenstände, die fremd waren. In den Ruinen konnte man manchmal zerschlossene Öl-Portraits irgendwelcher Nazis finden, die uns mit ihrem Hakenkreuz auf der Armbinde stumm anstarrten.“ So berichtete Adam Krzemiński über seine Eindrücke als Kind, nachdem die Eltern 1947 frisch in Wrocław/Breslau angekommen waren und sich eine neue Existenz aufbauen mussten. An diesen Breslauer Erinnerungen habe es wohl gelegen, dass er sich in der Oberschule für Deutsch als Fremdsprache entschied. Mehr noch hätten ihn Laute und Rhythmus, als Spiel der Bedeutungen, angezogen; die Bedeutungen habe dem Teenager die Geschichte dann näher gebracht, als man nach dem Polnischen Oktober 1956 Krieg und Zeitgeschichte zu „entlügen“ begann, schrieb er.

Ich habe das deshalb in Erinnerung gerufen, um zu zeigen, welcher Weg es gewesen sein muss zwischen diesem Ankommen in Breslau und heute; wie viel Tapeten Adam Krzemiński im Laufe seines Lebens heruntergerissen, und was er darunter entdeckt hat. Bereits 1986 erschien in unserem Blatt, der „Zeit“, sein Text, der überschrieben war: „Was uns unterscheidet, worin wir uns ähnlich sind.“ Dieser Essay war sowohl eine Analyse als auch eine Illustration seiner eigenen These, was Polen und Deutsche trennt und verbindet, und vor allem, weshalb das Trennende wie das Verbindende zusammen zu denken sind und produktiv gemacht werden können. Diese Vorstellung von etwas überaus Nahem, Verwandtem inmitten Europas, das sich seiner Nähe nicht recht bewusst werden konnte im Schatten der destruktiven Vergangenheit, hat mich als Journalistenkollegen geradezu fasziniert, als ich noch zu hundert Prozent innenpolitischer Journalist war, der die Bundesrepublik für den Nabel der Welt hielt. Adam diente als Augenöffner – ich glaube, nicht nur mir.

1978 – man merke: 1978! – richtete Adam einen offenen Brief an Marion Gräfin

Dönhoff, damals Herausgeberin der „Zeit“. Wenn das Wünschen helfen würde, wünschte ich mir übrigens, dass sie diese Laudatio auf Dich halten könnte – sie hätte es liebend gerne getan, da bin ich mir sicher. Du gehörtest nicht zufällig zu dem kleinen Kreis derjenigen, mit denen sich die „Gräfin“, wie wir sie nannten, duzte. Damals also – es war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft zwischen ihr und Dir – hast Du als Germanist und junger Kulturredakteur der „Polityka“ ein Ende der „Gleichgültigkeit“ und der „überaus freundlichen Arroganz“ auf deutscher Seite angemahnt, einen „Ausgleich der Kenntnisse“, während im Alltag den deutsch-polnischen Beziehungen nicht einmal ein Zehntel der Aufmerksamkeit geschenkt werde, die den deutsch-französischen zugemessen wird. Zwar seien Polen und Westdeutschland nicht Verbündete. Aber die Nachkriegsgeschichte zeige, „dass sich die Zukunft unseres Kontinents mindestens zu fünfzig Prozent in seinem östlichen Teil entscheidet“. Der Autor – verblüffend selbstbewusst, ohne jede Arroganz – verlangte ausdrücklich keine „Meistbegünstigungsklausel“ für Polen, doch gerade von den Intellektuellen wünschte er sich Interesse und einen Beitrag zur Vermittlung zweier Kulturen, die sich viel zu geben haben.

In diesem Brief – ich höre hier auf, darauf zu rekurren, obgleich er ein Manifest ist – taucht auch jene Bemerkung von Günter Grass gegenüber Dir, Adam, auf, wonach er die polnische Mentalität gern als „Korrektiv“ für das strenge Systemdenken der Deutschen sehen würde. Der geistige Raum zwischen Bug und Oder dürfe für den durchschnittlichen deutschen Bildungsbürger wie für den „linken Sohn“ kein weißer Fleck mehr bleiben.

Nur zu gern, versteht sich, ging Marion Dönhoff in ihrer Antwort darauf ein und verknüpfte das mit dem Rat, die heutigen Beziehungen nicht losgelöst von unserer tausendjährigen Nachbarschaft zu betrachten. Unter einem der wichtigsten Beschlüsse der Frankfurter Bundesversammlung 1848 stehe auch der Name ihres Großvaters, der als preußischer Gesandter die Versammlung leitete, und wonach es eine „heilige Pflicht“ des deutschen Volkes sei, „mit allen Kräften die Wiederherstellung des Polenreiches zu bewirken, um das durch seine Teilung bewirkte Unrecht wieder gutzumachen“. Es werde Zeit brauchen, den weißen Fleck auszufüllen, sie habe gelernt, Geduld zu haben, „aber ich bin froh, dass Sie ungeduldig sind“.

Genau weiß ich es nicht mehr, aber kürzlich, beim Paddeln in Masuren haben wir uns wohl unterhalten über die selbstgerechten Polen-Klischees und Plattheiten in „Unsere Mütter, unsere Väter“ oder darüber, was den sympathischen, klugen Historiker Christopher Clark wohl treiben mag, zuerst dem Alten Fritz und Preußen insgesamt einen solchen Glorienschein zu verleihen, und dann auch noch die Deutschen von dem Vorwurf zu entlasten, gemeinsam

mit Österreich hauptverantwortlich für den Weg in den Ersten Weltkrieg zu sein und nicht zu vergessen, welchen historischen Platz Polen dabei einnahm, oder ob es vergessen wird von dem Autor. So ist das, so weit ich mich zurückerinnere an unsere Freundschaft, immer gewesen, immer geblieben.

„Stichworte zur geistigen Situation der Zeit“ nannte Karl Jaspers seinen berühmten, erstaunlich hellsichtigen kleinen Essayband, der noch vor Hitlers Aufstieg erschien. Jürgen Habermas hat 1979 in einer fulminanten Suhrkamp-Edition daran erinnert und angeknüpft, um zum Nachdenken darüber anzuregen, was aus der Bundesrepublik werde. „1989“ wurde darin nicht prognostiziert; West- und Ostmitteleuropa wurden auch von Habermas noch nicht gedanklich verbunden. Aber antizipiert wurde ein Deutschland, das Europa-verträglich ist. In dieser grundeuropäischen Tradition wie in der des Zeitdiagnostikers steht alles, was auf polnischer Seite Adam Krzemiński geschrieben hat, all die Texte, von denen viele auch bei uns erschienen sind. Stellvertretend nenne ich nur die wunderbare Essay-Sammlung „Deutsch-polnische Verspiegelungen“, 2001 erschienen, und das kleine Buch aus dem Jahr 2008, „Testfall für Europa. Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen“.

Viele sind es nicht, die sich in den vergangenen Jahrzehnten, sagen wir seit Ende der 1960er Jahre, in Polen und der Bundesrepublik wechselseitig auf diese Weise angenähert, sich auf Augenhöhe ernst genommen, auf einen Dialog eingelassen haben – und es werden immer weniger, trotz gelegentlichen gemütlichen Beisammenseins von Angela Merkel und Donald Tusk bei einem Glas Rotwein oder öffentlicher Turteleien. Man täusche sich nicht: Im Alltag haben sich die deutsch-polnischen Beziehungen – auch am großen Tisch in Brüssel – gewiss eingependelt, die Kaczyński- und Steinbach-Turbulenzen sind wohl endgültig vorbei. Aber ich denke, dass im neuen Europa, in dem die deutsche Politik, schon auf Grund der ökonomischen Stärke, eine hegemoniale Rolle (ohne hegemoniale Absichten) spielt, es mindestens ebenso sehr wie in den verflossenen Jahrzehnten darauf ankommt, den wohlmeinenden Nachbarn zuzuhören, gerade wenn sie Kritik üben. Voran Frankreich und Polen. Ja, es ist wohl richtig, wie Richard Cohen kürzlich schrieb, die Mehrheit der Deutschen wolle sich international möglichst unsichtbar machen und die Jahre der Prosperität ungestört verewigen. Es kann uns nur helfen, aus diesem selbstgerechten Schlummer geweckt zu werden.

Adam Krzemiński hat Wandel durch Annäherung auch zu seiner Methode gemacht, er hat einfach Widerspruch eingelegt, wann immer Polen ausgeblendet wurde, er hat quasi einen Dialog geführt, als gäbe es diese notorische Asymmetrie nicht. Mehr noch: Mir jedenfalls will es so scheinen, als habe er den Spieß geradezu umgedreht. Polen sollte nicht Peripherie,

Deutschland nicht einseitig konstitutiv für Polen bleiben. Punkt. Vorexerziert hat er uns in vielen seiner Essays, wo und was wir lernen könnten. Der Junge, der seiner Mutter auf die Frage, welche Fremdsprache er lernen wolle, erwiderte: deutsch, um zu verstehen, was in Breslau und an den eigenen Hauswänden so alles geschrieben steht, der sich also auf den „polnischen Weg nach Westen“ begab, hat uns – mir beispielsweise auch – damit eine Art *standing invitation* geboten, uns auf den deutschen Weg nach Polen einzulassen. Ihm war die Einsicht früher gekommen, in Görlitz beispielsweise, wo er als junger Journalist – die Politiker-Rhetorik über die Oder-Neiße-Grenze als unpassierbaren Strom im Ohr – angesichts des trennenden Baches, den er vor sich plätschern sah, plötzlich dachte: „Hier kann man sich nicht verteidigen, hier muss man mit ihnen sprechen.“

Ich zitiere noch einmal: „Dieses Mitteleuropa ist keine heile Welt gewesen. Es war geschunden und verroht, es gefiel sich in seiner Rolle und war sich selbst verhasst. Es wollte von Westeuropa anerkannt werden und war sich zugleich seiner eigenen Schwäche lähmend bewusst. Wenn es wahr ist, was Sigmund Freud über das Unbehagen in der Kultur gesagt hat, dass die Leiden, Komplexe und Verdrängungen der eigentliche Stoff des mythischen Denkens in der Kultur sind, dann hat die Nachkriegskultur unserer beider Länder von der Mystifizierung sowie Aufarbeitung der nationalen Katastrophen und der existenziellen Bedrängnisse gelebt.“

In einem Essay zur Verleihung des Literatur-Nobelpreises an Günter Grass, einem der schönsten Texte überhaupt, hieß es im Blick auf Grass und Adam Mickiewicz: „Die Tatsache, dass der Pole in Deutschland und der Deutsche in Polen zugleich in fast vergleichbarer Weise vergessen wurden, diese Tatsache zeigt, dass die beiden zahlreichsten Nachbarvölker in Mitteleuropa im gegenseitigen Verhältnis immer wieder ihre Parallelautismen pflegen, ohne die kommunizierenden Röhren der beiden Kulturen so recht zu entdecken. Das ist beileibe kein neuer Zustand zwischen Deutschen und Polen, obwohl wir doch über 700 Jahre lang innere Nachbarn in denselben Städten und Dörfern waren.“ Als solche „innere Nachbarn“ behandelte Adam als Publizist also über Jahrzehnte Deutsche und Polen. Sie ahnten diesen Charakter der nahen Beziehung vielleicht, wollten es aber nicht akzeptieren. Polen, schrieb er einmal, habe den „verzweifelten Versuch“ gemacht, „Deutschland auf dem Weg nach Europa irgendwie zu umgehen – über Paris oder gar über Washington“. Sehr viele seiner „Stichworte zur geistigen Situation der Zeit“ verstehe ich als grundoptimistische Versuche, diese innere Nachbarschaft, ihre Verspiegelung, die Verzahnung, zu erkennen – und fruchtbar zu machen. Ganz so, wie mir gegenüber in meinen jungen Jahren als Journalist französische Kollegen davon schwärmten, wir Deutsche müssten doch endlich die „zivilisatorische Kraft“ eines

deutsch-französischen Schulterschlusses für Europa erkennen, so beharrte Adam – vielleicht weniger französisch-pathetisch formuliert – doch auch seinerseits auf dem zivilisatorischen Projekt Polen-Deutschland. Später hieß es bei ihm „Oderbund“, oder „Konföderation in der Mitte Europas“, dann „Weimarer Dreieck“.

1989 jedenfalls – darin sind wir uns, glaube ich, völlig einig – war es soweit, damals kam endlich diese „innere Nachbarschaft“ zum Tragen. Einerseits die Gewerkschaftsbewegung von unten, in Polen, andererseits die Ostpolitik Brandts; beides zusammen hatte eine subversive Seite und unterminierte das Imperium im Osten. Die Nachbarn hatten nun etwas Gemeinsames, auf das sie aufbauen könnten. Sie teilten freilich auch die Gefährdungen – den moralisch „leeren“ Neoliberalismus beispielsweise, den Adam mit Recht bei uns schon in den 1990er Jahren am Werk sah.

Unermüdlich insistierte er nun darauf, dass nicht nur der „Interessengemeinschaft“ Warschau-Berlin, Polen-Bundesrepublik Leben eingehaucht werde. Wichtiger erschien ihm, was auch wichtiger ist – dass die Ostverschiebung der zivilisatorischen Zentren Europas als „die eigentliche Herausforderung für das 21. Jahrhundert“ begriffen werde. So steht es im „Testfall“. Bei dieser Andeutung für die unvollendete polnisch-deutsche Agenda will ich es bewenden lassen.

Einer denkt zusammen, was zusammen gehört. Oder – er denkt unsere beiden Länder schlicht komplementär. Was entdeckt man, wenn man heute weiterhin die Tapeten herunterzieht, wie der kleine Junge damals in Breslau? Wie schon gesagt: Diese Verflochtenheit, das Zusammengehören ist keine Chimäre, was Polen und die Bundesrepublik im Herbst 1989 bewiesen haben. Nur wirklich konsequent umgesetzt, voll ausgeschöpft haben die Nachbarn die Chance, die in diesem Komplementär- oder Ergänzungsverhältnis steckt, tatsächlich noch nicht. Adam, Du wirst Dir also Deine Ungeduld, im Sinne von Marion Dönhoff, noch bewahren müssen. Aber für die „innere Nachbarschaft“ – wenn mir ansteht, das zu sagen – bist Du ein Glücksfall, für mich ganz privat natürlich ohnehin.

Gunter Hofmann

Journalist der Wochenzeitung „Die Zeit“ und „Cicero online“, Autor mehrerer Publikationen, unter anderem des Buches „Polen und Deutsche. Der Weg zur europäischen Revolution 1989/90“.